



Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften
Hirschengraben 11
Postfach 8160
CH-3001 Bern



Für eine neue Kultur der Geisteswissenschaften?
Pour une nouvelle culture des sciences humaines?

Wissenschafts- und Technikforschung



**Für eine neue Kultur
der Geisteswissenschaften?**
**Pour une nouvelle culture
des sciences humaines?**

Akten des Kongresses
vom 30. November bis 2. Dezember 2011, Bern

Actes du congrès
du 30 novembre au 2 décembre 2011, Berne

a⁺ Mitglied der
Akademien der Wissenschaften Schweiz

ISBN 978-3-905870-26-8

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften
Académie suisse des sciences humaines et sociales

Für eine neue Kultur
der Geisteswissenschaften?

Pour une nouvelle culture
des sciences humaines?

Diese Publikation entstand unter Mithilfe von:
Marlène Iseli
Delphine Quadri

© 2012 Schweizerische Akademie der Geistes- und
Sozialwissenschaften, Hirschengraben 11
Postfach 8160, 3001 Bern
Tel. 031 313 14 40, Fax 031 313 14 50
sagw@sagw.ch
<http://www.sagw.ch>

ISBN 978-3-905870-26-8

Inhaltsverzeichnis | Table des matières

Vorwort Préface <i>Marlène Iseli</i>	7
Einleitung Introduction <i>Sabine Maasen</i>	9
Projektfizierung Projectisation	17
Effekte der Projektfizierung auf das geisteswissenschaftliche Einzelprojekt <i>Elvira Glaser</i>	19
Préparer et mettre en œuvre des projets de recherche en histoire. Les premières expériences de la Maison de l'histoire de l'Université de Genève <i>Michel Grandjean</i>	27
Projektform aus Sicht des SNF: «Projektförderung in den Geisteswissenschaften: Notwendigkeit, Chancen und Hindernisse» <i>Walter Leimgruber</i>	35
Beteiligung der Geisteswissenschaften an der europäischen Forschung – Erwartungen und Massnahmen der Wissenschaftspolitik <i>Mauro Dell'Ambrogio</i>	41
Projektform aus Sicht der Hochschulforschung: Wie verändern Projekte die universitäre (Forschungs-)Praxis? <i>Cristina Besio</i>	47
«Für eine neue Kultur der Geisteswissenschaften»: Projektfizierung <i>Regina Schneider</i>	55

Employability Employabilité	61
Lehre im Zeichen der Employability aus der Innensicht: Facts, Figures & Questions <i>Markus Zürcher</i>	65
«Employability» in einem Sprachfach: Kompetenzen von Philologinnen und Philologen <i>Peter Schnyder</i>	73
L'employabilité dans une petite branche: profils, qualifications et champs pratiques en Etudes indiennes <i>Maya Burger</i>	81
L'«employabilité» dans la planification du curriculum à l'exemple d'une branche de masse: Profils, qualifications et champs de pratique en histoire <i>Laurent Tissot</i>	89
Lehre im Zeichen von Employability: Ein Kommentar <i>Andreas Fischer</i>	97
Arbeitsmarktfähigkeit von Geistes-, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen <i>Barbara Haering</i>	101
Situation politique des sciences humaines <i>Jacques Neirynck</i>	107
Der Stellenwert des «Employability»- und des «Bologna»-Diskurses für die Geisteswissenschaften – Kommentare aus der Sicht der Hochschulforschung <i>Ulrich Teichler</i>	111
Lehre im Zeichen der Employability – Aussenansichten <i>Karl-Heinz Minks</i>	121

Hochschulsteuerung | Pilotage des hautes écoles 131

Mehr Qualität und Leistung in der Lehre
Doris Wastl-Walter 133

Für eine kulturelle Erneuerung der Geisteswissenschaften
Antonio Loprieno 145

Ein Bericht für eine Akademie. Innenansichten
aus der universitären Praxis in England
Axel Stähler 151

Wie wollen und sollen die Geisteswissenschaften
Qualität und Leistung messen und steuern?
*Michael Ochsner, Sven E. Hug
und Hans-Dieter Daniel* 157

Yes we should; research assessment in the Humanities
Wiljan van den Akker 173

Qualitäts- und Leistungssteuerung
in den Geisteswissenschaften: Absichten, Wirkungen
und Nebenwirkungen
Uwe Schimank 177

Im Bermudadreieck wechselseitiger Ignoranz
David Gugerli 185

Öffentlichkeiten | Les domaines publics 189

Wissenschaft für die Medienpraxis
und für die Öffentlichkeit
Stephan Russ-Mohl 191

Geisteswissenschaften und die Medien / Forschen
und publizieren für wen, wie?
Reinhard Schulze 201

Praxisbericht 2: «Forschen und publizieren für wen, wie?»	
<i>Jean-Jacques Aubert</i>	209

Wissenschaftspublika aus Sicht der Hochschul- kommunikation	
<i>Thomas Schaller</i>	219

Imaginierte Nutzungsgemeinschaften	
<i>Fritz Böhler</i>	227

Höherer Journalismus mit Publikum!	
<i>Caspar Hirschi</i>	235

Tagungsbericht	241
----------------	-----

Anhang | Annexe

Zu den Autorinnen und Autoren Les auteurs	245
---	-----

SAGW in Kürze ASSH en bref	265
------------------------------	-----

Projektform aus Sicht des SNF: «Projektförderung in den Geistes- wissenschaften: Notwendigkeit, Chancen und Hindernisse»

Walter Leimgruber

**Lassen sich für die Geisteswissenschaften aus Sicht
des SNF typische Umgangsformen mit dem Instrument
der SNF-Projektförderung erkennen?**

So lautet die erste mir von der Tagungsleitung gestellte Frage. Eine Vorbemerkung dazu: Die Sicht des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) gibt es zwar zu manchen Dingen, die einem ausführlichen Meinungsbildungsprozess im Haus unterworfen gewesen sind. Zur Frage der geisteswissenschaftlichen Projektförderung gibt es allerdings keine offizielle Haltung des SNF. Ich vertrete daher im Folgenden meine persönliche Meinung, die ich möglichst pointiert zu präsentieren versuche.

Es gibt nach wie vor viele Dozierende an Hochschulen, die nie ein Projektgesuch beim SNF oder bei einer anderen Institution der Forschungsförderung eingereicht haben. Sie halten das für unnütze und verschleuderte Zeit oder treiben Forschung auf andere Art und Weise. Und noch immer scheinen die klassischen Karrierewege in den Geisteswissenschaften auf das gleichförmige Abarbeiten der geforderten Qualifikationsarbeiten durch Einzelforschende ausgerichtet zu sein. Das lässt sich auch ohne Projekte im engeren Sinn, wie sie der SNF oder andere Organisationen finanzieren, tun. Ein Kollege von mir in Basel sagte einmal auf die Frage, was er als Infrastruktur für seine Forschung benötige: «Einen Bleistift und einen Schreibblock.» Damit schloss er – bewusst oder unbewusst – an das berühmte Diktum von Niklas Luhmann an, als dieser 1969 als frisch gewählter Professor sein Forschungsprojekt benennen sollte: «Theorie der Gesellschaft, Laufzeit: 30 Jahre. Kosten: keine.»¹

Geisteswissenschaften denken primär in Einzelforschenden. Projekte aber sind in der Regel darauf ausgerichtet, dass mehrere Leute an einem Thema arbeiten und sich gemeinsam

mit diesem auseinandersetzen. Auch die aktuellen Karrierewege und Beurteilungskriterien in den Geisteswissenschaften laufen den Ansprüchen der Projektforschung eher entgegen, als dass sie ihr entsprechen.

Das erste typische geisteswissenschaftliche Projekt ist daher das Einzelprojekt, auch Stellvertreterprojekt genannt, da es in der Regel nicht vom Projektbearbeiter bzw. von der Bearbeiterin eingereicht wird, sondern von der betreuenden Person, dem Professor oder der Professorin, die in der Folge häufig gar nicht oder nur am Rande an der eigentlichen Forschungsarbeit mitarbeiten. Das Einzelprojekt entspricht den allgemeinen Vorstellungen von Projekten daher eigentlich gar nicht.

Die zweite typische Form des geisteswissenschaftlichen Projekts ist das Langzeitprojekt. Dauer: in der Regel so lange, bis der Hauptforschende in Rente geht, manchmal auch über Generationen sich erstreckend. Editionen von und Kommentare zu Quellen, literarischen Werken, archäologischen Materialien, musikalischen Werken oder Kompendien aller Art gehören dazu.

Die dritte Form ist das Pyramiden-Projekt, sprich: Ein Leiter oder eine Leiterin lässt einige Personen für ihr eigenes Thema und ihre grosse Publikation zuarbeiten. Im Idealfall entstehen aus diesen Zuarbeiten der Mitforschenden zwar eigenständige wissenschaftliche Qualifikationsschriften, bisweilen müssen diese aber nebenher, in der Freizeit, erbracht werden.

Mit eigentlichen Verbundprojekten hingegen tun sich die Geisteswissenschaften eher schwer. Sie werden häufig additiv als Gruppe von Einzelprojekten durchgeführt, das Anpassen von Forschungsfragen und -design an mehrere Gruppen, die auf der Basis eines gemeinsamen Konzeptes Teilbereiche eines Themas bearbeiten, gehört noch nicht zu den Selbstverständlichkeiten. Der Effekt solcher Projekte ist daher im Vergleich zum Aufwand vielfach eher bescheiden. Die Gründe liegen auch hier in der Karriere- und Beurteilungsstruktur, aber auch in der fehlenden Erfahrung und der mangelhaften infrastrukturellen Ausstattung.

Wo liegen Verbesserungsmöglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen SNF und Projektnehmern?, möchte die Tagungsleitung zweitens gerne wissen.

Es gibt sicherlich eine Menge Verbesserungsmöglichkeiten. Mir scheint auf einer grundlegenden Ebene aber weniger diese Zusammenarbeit als die generelle Perspektive der GeisteswissenschaftlerInnen und der sie vertretenden Institutionen das zentrale Problem zu sein. Hierzu wieder einige Bemerkungen: Wer ProjektleiterIn wird, macht nach einer geisteswissenschaftlichen Karriere etwas, das er/sie noch nie gemacht hat und für das er/sie nicht ausgebildet ist: budgetieren, organisieren, führen, kommunizieren, verwalten, managen, moderieren. Projektleitende sind häufig Anfänger auf diesem Gebiet und machen entsprechend viele Anfängerfehler, die im schlimmsten Fall die Durchführung beeinträchtigen oder gefährden und häufig zu weniger Output und zu weniger Erkenntnis führen, als man erwarten könnte.

Hier geht es nicht nur um eine gute Beratung vonseiten des SNF, sondern auch um die Frage, welche Ausbildungen Projektleitende mitbringen müssten. Dazu gehören sicherlich die erwähnten Fähigkeiten. Dabei handelt es sich jedoch um Punkte, die in einem typischen Berufungsverfahren keine oder eine sehr geringe Rolle spielen oder die man auf die Seite schiebt mit der Bemerkung, das könne schliesslich jede/r. Nimmt man Projektforschung ernst, muss sich dies auch in der Leistungsbewertung bei Stellenbesetzungen und Berufungen niederschlagen, was bis heute kaum der Fall ist.

Man kann nicht davon ausgehen, dass jede/r alles kann. Es gibt hochbegabte Menschen, die unfähig sind, ein Budget zu verwalten oder ein Team auch in schwierigen Situationen zusammenzuhalten. Das typische Profil eines geisteswissenschaftlichen Instituts kennt aber nur eines: nämlich WissenschaftlerInnen, die im entsprechenden Fachgebiet gut sind – entweder auf der Stufe der Assistenz oder der Professur. Das entspricht der Organisationsstruktur eines Unternehmens, das nur aus Lehrlingen und einem CEO besteht. Solche Betriebe gibt es ausserhalb der Universität aus guten Gründen nicht. Hier wäre zu überlegen, wie Institute und Departemente der Zukunft, in denen die unterschiedlichsten Anforderungsprofile und Begabungen effizient ineinandergreifen, aussehen müssten.

Gibt es Negativentwicklungen? Wie könnten diese vermieden werden?, lautet die dritte Frage.

Ich bin nicht der Meinung, dass die Zukunft ausschliesslich einer teambasierten Projektforschung gehören soll. Einzelforschung im bisherigen Stil hat ihre Berechtigung und soll sie auch weiterhin haben. Es ist also nicht ein alter Weg durch einen neuen zu ersetzen, vielmehr sind viele Wege anzulegen. Und die Auswirkungen der Projektform können in der Tat auch negativ sein:

Das Schreiben von Anträgen wird zunehmend zu einer Art Dauerbeschäftigung. Bei immer tieferen Bewilligungsquotienten der Förderinstitutionen kann dies zu einem Leerlauf führen, bei dem man dauernd an drei oder vier Anträgen sitzt, von denen vielleicht einer erfolgreich ist. Die zunehmende Kompetitivität führt damit zu weniger Wettbewerbsfähigkeit dort, wo es darauf ankommt, bei der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit und Produktion.

Es ist auch zu fragen, ob die gängige, eher kurzfristige Projektform nicht eine wesentliche Qualität geisteswissenschaftlicher Arbeit, das bisweilen langsame Bohren dicker Bretter, gefährdet.

Mit der Projektförmigkeit nur zum Teil verbunden ist der Publikationswahn. Man muss möglichst viel publizieren, in bestimmten Journals publizieren; die in vielen geisteswissenschaftlichen Fächern bisher dominierenden Monographien verlieren rasch an Bedeutung, da sie keiner Peer Review unterliegen. Als Folgen sind erkennbar: Alle schreiben, was Aussicht auf Erfolg hat, also Texte zu momentan modischen Themen in momentan modischen Ansätzen und Theoriewelten, denn die Peer Reviewer sind in der Regel die, die im entsprechenden Forschungsfeld den Takt angeben und bestimmen, was in ist. Und mit diesen Meinungsmachern darf man es auf keinen Fall verderben. Quer- und Andersdenkende, die Antriebskräfte guter Wissenschaft, werden ersetzt durch Mitdenkende im Sinne von Mitlaufenden. Wer am x-ten Beispiel beweist, dass eine These zutrifft, hat wenig Probleme, denn in der Regel ist solchen Texten wissenschaftlich kaum etwas vorzuwerfen.

Und man veröffentlicht zunehmend portionenweise. Was früher für einen guten Aufsatz reichte, wird heute auf ein halbes Dutzend Texte ausgebaut, die These in zehn «Theschen» zer-

legt. Die quantitativen Anforderungen der Publikationsliste stellen eine Gefahr für vertieftes und neues Denken dar und ersetzen die intellektuelle Berner Platte durch Fingerfood-Häppchen. Mit ihren Publikationslisten hätten einige unserer fachlichen Überväter und -mütter heute nicht einmal mehr eine Chance auf eine Förderprofessur. Waren die damals so viel schlechter?

Vielen ProfessorInnen, die projektförmig arbeiten und damit auch Chancen für den Nachwuchs schaffen, fehlt die Zeit für eigenes Forschen. Sie sind WissenschaftsmanagerInnen geworden. So gut sie das im besten Fall auch machen, scheint es doch absurd, dass die Leute, die man einstellt, weil sie etwas gut können, genau dafür keine Zeit mehr haben.

Schwer haben es diejenigen Forschenden, die sich in Grensräumen bewegen, die nicht zum Mainstream des entsprechenden Faches gehören. Wer es wagt, gewohnte Wege zu verlassen, gar interdisziplinär zu arbeiten, der wird mit entsprechenden Gutachten auf den Pfad disziplinärer Tugend zurückgeholt. Wo kämen wir da hin, wenn jede und jeder Grenzen frei überschreiten dürfte? Die Angst vor Bedeutungs- und Ressourcenverlust des eigenen Faches fördert – Festvortragsrhetorik von Inter- und Transdisziplinarität hin oder her – tendenziell eher Abkapselungs- als Öffnungstendenzen. Das Argument, zuerst müsse mit einer disziplinär soliden Basis Sicherheit erworben werden, macht zwar Sinn. Häufig aber fällt die spätere Lösung von den eingeübten Fachpraxen schwer; Neuorientierungen sind zudem zeitaufwendig und werden nicht belohnt, in Verfahren um Stellen, die in aller Regel disziplinär angelegt sind, sogar immer wieder bestraft.

Die mit der Projektförmigkeit verbundene Internationalisierung ist bisweilen ein weiterer Negativpunkt für viele Geisteswissenschaften. Lokale, regionale, sogar nationale Themen werden automatisch zweitklassig, wenn sie nicht zum gängigen internationalen Forschungskanon gehören; was nicht international und englisch publiziert wird, gilt zunehmend als vernachlässigbar.

Die Fragen, ob die Kultur der Geisteswissenschaften und die Notwendigkeit der Projektform zueinander passen oder ob die Projektorientierung wesentliche Elemente geisteswissenschaftlichen Denkens zerstört oder behindert, finden keine eindeutige Antwort. Forschungsförderungsinstitutionen wie der

Schweizerische Nationalfonds sehen natürlich die Chancen der Projektform, sind sich aber auch bewusst, dass es weder «die» Form noch «den» Weg gibt, mit denen die Geisteswissenschaften wissenschaftlich Erfolg haben.

Hauptproblem scheint mir zu sein, dass die aktuellen Strukturen der Geisteswissenschaften sich nicht wirklich für projektorientierte Forschung eignen, vor allem aber auch, dass wir dem Nachwuchs nicht die Möglichkeiten bieten, die er benötigt. Wir spannen ihn einerseits in unsere Projekte ein, lassen ihn Anträge schreiben und Forschungsworkshops organisieren, belasten ihn andererseits mit einem Teil der strukturellen Schwächen vieler geisteswissenschaftlicher Disziplinen (fehlende personelle und finanzielle Ausstattung), ohne ihm adäquate Perspektiven zu eröffnen, bestrafen ihn bei Berufungen bisweilen sogar für diese Art Arbeit. Dies wird den Geisteswissenschaften schaden – weit mehr als Projektförmigkeit an sich.

Anmerkung

- 1 <http://www.humboldtgesellschaft.de/inhalt.php?name=luhmann> [14.2.2012].